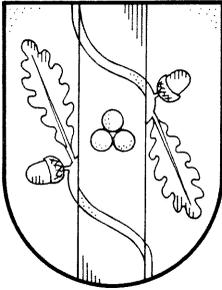


Anhang

Die im Jahre 1986 verliehenen steirischen Gemeindewappen

Von Heinrich Purkarthofer



Aich

politischer Bezirk Liezen

Verleihung: 28. April 1986

Wirkung vom 1. Juni 1986

LGBl. 1986, 11. Stück, Nr. 45

„In Gold ein roter Pfahl, in verwechselten Farben, belegt mit drei (1:2) sich berührenden Kugeln und zweimal umwunden von einem Eichenzweig mit je einem abstehenden befruchteten Eichenlaub, vorne aufwärts, hinten abwärts gekehrt.“

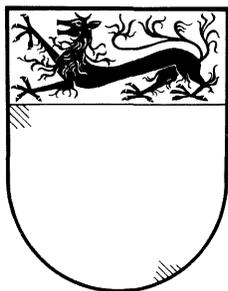
Am römischen Verbindungsweg übernahmen bairische Siedler etliche slawische Flurnamen, die Siedlungsnamen wurden: so Friesach (1279) für die „Leute am Wagrain“; aus Oussa (vor 1170), dem „Haferfeld“, entwickelte sich Assach. Kunagrün (um 1150 Gundacheringen) gehört zu den frühesten bairischen Siedlungen. Der Stadelhof zu Aich erscheint erstmals im ältesten Admonter Güterverzeichnis (1074/87). Nach Aich und Assach nannten sich hochfreie Geschlechter. Der Landesfürst hatte einen Teil seiner Ennstaler Wälder im Gemeindegebiet liegen. Etliches wurde an die Kirche verstitet (Salzburg, Spital am Pyhrn, Steyr-Garsten), vieles blieb den landesfürstlichen Herrschaften Wolkenstein, Sölk und Neuhaus. Die Türkensteuer von 1529 brachte eine grundherrschaftliche Umschichtung.

1585 wurde die von Ferdinand von Hofmann auf den Gründen des Turmes zu Friesach bei der Auen erbaute protestantische St.-Jakobs-Kirche geweiht; 1599 wurde sie demoliert. 1866 wurde zu Aich eine private evangelische Schule eröffnet. Die gotische St.-Nikolaus-Kirche in Assach, Filiale von Haus, die im Knappenaufstand von 1525 gelitten hatte und im 18. Jahrhundert erweitert wurde, stieg 1787 zur ständigen Lokalie mit eigener Schule auf. 1860 erfolgte die Erhebung zur Pfarre, zu der auch die Gemeinde Gössenberg gehört. – Innerhalb des Landgerichtes im Ennstal, das bis 1689 seinen Sitz auf Wolkenstein hatte, befand sich seit dem Mittelalter eine Gerichtsbank in Aich. Aus 1436 scheint der früheste Hinweis darauf zu stammen, da ein Scherger zu Aich genannt wird.

Der Pfahl, als Ausschnitt eines Gerichtsstabes, weist im Wappen von Aich auf diese Gerichtsbank hin, Eichenlaub und Eicheln machen es zu einem redenden, die goldenen Kugeln versinnbildlichen den Pfarrpatron.

Entwurf des Wappens: Heinrich Purkarthofer, Graz

W. Stipberger, Aich-Assach. O. F. Weber, Siedlungsnamen, ZhVSt 62



Dürnstein in der Steiermark

politischer Bezirk Neumarkt

Verleihung: 15. Dezember 1986

Wirkung vom 1. Jänner 1987

LGBl. 1986, 23. Stück, Nr. 110

„Über Grün in silbernem Schildhaupt ein schreiender gehörnter schwarzer Panther mit offenem Rachen.“

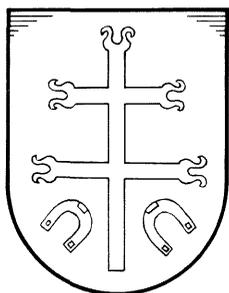
An der römischen Reichsstraße (Poststation) bestand zwischen den 860 Salzburg geschenkten Gütern Crazulp und Friesach schon zur Karolingerzeit ein Stadelhof, über dem die Burg Dierenstein (1144) errichtet wurde. Das Kapellenpatrozinium St. Dyonisius (1497) deutet altes Königsgut an, das in den Besitz einer hochfreien Familie gelangt war. Deren Nachkommen nannten sich danach: Gottschalk 1128/29 und 1164 der als Vogt erwähnte Gottfried von Dürnstein, als dessen Miterbe 1173 der hochfreie Konrad von Kindberg erscheint. Besitznachfolger der in Zersplitterung begriffenen Herrschaft Dürnstein wurden in St. Jakob in der Wiegen – die Eigenkirche erhielt 1202 Pfarrechte (heute wieder dem Kärntner St. Stefan rückgepfarrt) – die Liechtenstein, Haupterbe aber wurde ein Zweig der Wildonier, der sich ab 1181 nach Dürnstein nannte. Als Eigen hatten sie es bis 1298 inne, als Liutold sein Haus zu Dürnstein, das sein Erbe und Eigen war, dem Landesfürsten vertauschte, um es als Lehen von ihm zu nehmen. Zum Verkauf war er 1299 bereit; 1301 veräußerte er sein rechtes Lehen, die Burg Dürnstein, Herzog Rudolf.

Die Feste am Nordrand des Friesacher Beckens wurde entscheidend für die Ausbildung der Landesgrenze gegen Kärnten. Sie fiel nicht als Erbe nach den Eppensteinern an den steirischen Landesfürsten, sondern ihre Eigentümer begaben sich in dessen Gefolgschaft. Sein Einfluß auf Dürnstein, mit dem Maut und Landgericht verbunden waren, läßt sich erst 1182 belegen, als er eine Mark Einkünfte, wohl aus der Maut, der Kartause Seitz verschrieb. Nach Pflugschaften, Verpfändungen, Verkauf und Rückkauf stiftete 1608 Erzherzog Ferdinand II. mit Dürnstein und der Maut in der Einöd an der Kollegiatkirche zu Straßburg in Kärnten eine ewige tägliche Messe. 1987 wurde die Ruine Dürnstein, der „Turmstein“, vom Bistum Gurk der Gemeinde übertragen.

Der Bahnbau 1868 belebte die Wirtschaft, besonders das Thermalbad Wildbad Einöd, dessen Schwefelquellen schon um 1400 besungen wurden.

Mit den Farben Silber-Grün, die von den Wildonier Farben zu den Landesfarben wurden, und dem Panther bekennt sich Dürnstein zur Steiermark.

Entwurf des Wappens: Heinrich Purkarthofer, Graz



Empersdorf

politischer Bezirk Leibnitz

Verleihung: 20. Jänner 1986

Wirkung vom 1. Februar 1986

LGBL 1986, 4. Stück, Nr. 17

„In Blau ein silbernes Patriarchenkreuz in Mauerankern endend, unten von je einem schräg gestellten silbernen Hufeisen beseitet.“

An vorrömisch benannter Stiefing siedelte man zur Römerzeit am Raudenberg (1272 Rauden) wie am Hühnerberg (1389 Hünernerger), über den eine durch einen Turm (Flur Türnberg) geschützte wichtige Straße aus dem Grazer Feld nach dem Südosten führte. Vorspanndienste brachten jahrhundertlang neben Weinbau den Empersdorfern Zusatzverdienste.

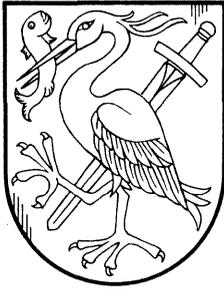
Trotz später Nennung des Ortes (1282 Rudolf von Irempoltstorf) sprechen Siedlungs- und Flurform wie der altdeutsche Name für eine Gründung des 11. Jahrhunderts. Bis 1391 nannten sich nach dem Ort kleine Dienstleute. Nach Michelbach wurde 1289 ein Wulfing bezeichnet. Das landesfürstliche Marchfutterverzeichnis von 1266/67 überliefert erstmals Leybneynsdorf, das Dorf des Leubmann. Die frühest faßbaren Grundherren sind die Herren von Trennstein (1272). Grazer Bürger, wie die Wolf, Schneider, Rauber und Haußmannstätter, die ihren Besitz an die Herren von Pernegg verkauften, waren spätmittelalterliche Grundherren im Gemeindegebiet wie die Grafen von Montfort, die Kaindorfer, Weißenegger und Peuerl. Letztlich dienten die Bauern und Bergholden 15 ost- und weststeirischen Herrschaften, die meisten Herbersdorf, Grabenhofen, Freiberg, Waasen und der Pfarrgült Heiligenkreuz, wohin das Gebiet seit der Errichtung dieser Pfarre gehörte.

Das Schulwesen begann 1811 mit einer sogenannten Winkelschule im Pfefferhof zu Empersdorf. Erst 1882 wurde die Volksschule verselbstständig, erhielt ein eigenes Haus und konnte 1965 einen Neubau beziehen.

Trotz vieler Heimsuchungen, mittelalterlicher Fehden mit teilweiser Verödung, Ungarn- und Türkeneinfällen, Pest, Franzosen, Luftkämpfe 1944 und Besatzungsschäden 1945 bewahrten die Empersdorfer ihr Gottvertrauen, in dem sie das Giebelkreuz der Pestkapelle zum Sinnbild ihres Wappens wählten, verbunden mit gedoppeltem Hufeisen aus dem Wappensiegel Friedels, des Richters von Yrmpoltsdorf von 1382, in den Farben Silber und Blau als Hinweis auf frühe bairische Besiedlung.

Wappenentwurf: Franz Donner, Rauden-Empersdorf

H. Smonig, 700 Jahre Empersdorf. 1286–1986



Großhart

politischer Bezirk Hartberg

Verleihung: 16. Juni 1986

Wirkung vom 1. Juli 1986

LGBL 1986, 11. Stück, Nr. 47

„In Rot ein silberner Reiher mit einem silbernen Fisch im Schnabel, unterlegt von einem schräg-linken silbernen Schwert.“

Die Dörfer Hart und Neusiedl wurden zwischen den Tälern der Feistritz und Safen, die im 12. Jahrhundert schon besiedelt waren, in landesfürstlichem Forst gegründet. Der Übergang des Dorfes Harde, das nach dem Urbar des Landesfürsten 1265/67 aus 13 Gütern und 8 Hofstätten bestand, wie des 1331 erstmals erwähnten Neusiedl an die Stadecker Dienstleute, die Teufenbacher, ist noch nicht geklärt.

Bei einer Erbteilung der Teufenbacher zu Obermayerhofen in der Mitte des 16. Jahrhunderts fiel das Gemeindegebiet, abgesehen von wenigen Weingarthäusern am Aufenberg und einigen Huben am Linzbüchl, an Hans, der in Aufen den 1569 erstmals erwähnten Adelssitz mit Meierhof errichtete. Durch Heirat der Dorothea von Teufenbach kam die Gült, die einen Burgfried besaß, an Conrad von Thannhausen. Über die Mindorfer auf Feistritz und andere Geschlechter gelangte die Gült 1657 an J. Maximilian von Herberstein, der sie mit der Herrschaft Herberstein verband. Deren Landgerichtsrechte wurden auf das neu erworbene Gebiet ausgedehnt. Die Meiergründe wurden gutswirtschaftlich, auch durch Teichwirtschaft, genützt.

1849 wurden die Steuergemeinden Hart und Neusiedl zur Gemeinde Großhart mit Schulort Aufen vereinigt. Ab den 60er Jahren des 19. bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts baute man in Großhart den meisten und besten Hopfen in den Gemeinden des Bezirkes Hartberg.

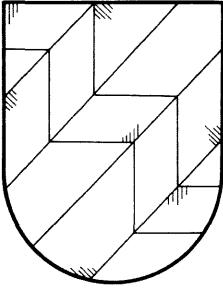
Pfarrlich blieb das Gebiet geteilt: Aufenberg kam 1785 von Waltersdorf zu Ebersdorf, Aufenhof zu Großsteinbach, wo Neusiedl eingepfarrt war.

Das Gebiet litt mehrmals unter Feindeinfällen: 1532 durch die Türken, 1605 durch die Haiducken; 1704 verbrannten die Kuruzzen Aufen. Das Schloß wurde nicht mehr hergestellt, statt dessen bauten die Herberstein die Aufenhofkapelle zur Schmerzhafte Muttergottes.

In den Herbersteiner Farben, Silber-Rot, kündet ihr Schwert von Grenzlandleid, der Fischreiher von der heilen Welt am Harter Teich.

Wappenentwurf: Heinrich Purkarthofer, Graz

F. Posch, Geschichte des Verwaltungsbezirkes Hartberg



Großstübing

politischer Bezirk Graz-Umgebung

Verleihung: 16. Juni 1986

Wirkung vom 1. Juli 1986

LGBL 1986, 11. Stück, Nr. 48

„In Silber zwei grüne Schräglinksbalken und ein vom oberen Schildrand absteigender Stufenbalken von Rot und Silber.“

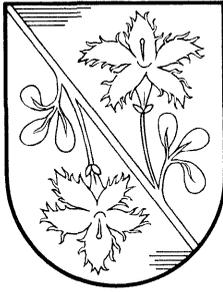
Mit der Nennung Bernhards von Stuoobenic wird 1147 erstmals der Name Stübing schriftlich überliefert, meint aber dessen Ansitz in Kleinstübing. Das 1205 überlieferte Stubnyc houbit bezeichnet den Ursprung des Stübingbaches, der bereits außerhalb des Gemeindegebietes von Großstübing liegt; dieses wird 1287 als interior Stubenich erstmals urkundlich erwähnt. Doch bei der Besitzbestätigung durch Herzog Leopold VI. von 1206 ist das ganze Gemeindegebiet umfaßt, denn es wird die Gegend der Necisalpe (eigentlich Kleinalm) bis zum Ort „speculum zer Warte“, dem heutigen Wartkogel, beschrieben. 1205 hatte Elisabeth von Gutenberg der Übertragung dieses Besitzes an das Stift Rein zugestimmt. Bereits ihr 1188 verstorbener Gatte Liutold von St. Dyonisen-Waldstein hatte dieses Gut dem Stifte zugedacht. Doch sein Enkel Ulrich von Wildon verweigerte die Übertragung; sie erfolgte erst 1260. Bis zur Aufhebung der Grunduntertänigkeit blieb auch das Gebiet der Gemeinde Großstübing, im Josefinischen Kataster und darüber hinaus „Stübinggraben Pfarre Übelbach“ genannt, geschlossen und ungestört der Zisterze Rein.

Grund für die verzögerte Herausgabe war, daß das Tal mit seinen Seitengraben schon besiedelt war. Stübing meint wohl das Brunntal; der vulgo Brunnbauer legt diese Deutung nahe. Hofnamen mit althochdeutschen Rufnamen, wie Herk und Sanprecht, sprechen für frühe Besiedlung. Außerdem war das Gebiet erzeich, wie schon das „Ysangor“ von 1205 sagt. Der Abbau silberhältiger Kiese machte den Besitz wertvoll.

Der Josefinische Kataster weist einen Bauplatz für eine zu erbauende Kirche und ein Schulhaus aus. Der aus einer Grazer Bürgerfamilie stammende Abt Gerhard Schobinger, der in seinem Wappen auch rote Balken in Silber führte, wurde Bauherr der St.-Anna-Kirche in Großstübing; 1788 war die Kirche fertiggestellt und die Pfarre errichtet.

Das Grün des Wappens veranschaulicht den Waldreichtum der Gemeinde, die Stufen und das Silber den alten Silberbergbau, die roten Balkenstücke wurden dem Abtwappen entnommen.

Entwurf des Wappens: Alexander Mörth, Großstübing



Pichl bei Aussee

politischer Bezirk Liezen

Verleihung: 3. Februar 1986

Wirkung vom 1. März 1986

LGBl. 1986, 5. Stück, Nr. 21

„In Blau ein schrägrechter silberner Faden mit zwei silbernen beblätterten Blüten des Fieberklee, die eine abwärts, die andere aufwärts gerichtet.“

Von wenigen nach Steyr-Garsten gestifteten Anwesen und bei den landesfürstlichen Herrschaften Wolkenstein und Neuhaus/Trautenfels wie bei Pichling aufscheinenden Anwesen abgesehen, blieb der Großteil der Huben und Schwaigen von Pichl beim Amt Hinterberg des Landesfürsten, das freilich auch nicht von zeitweiliger Verpfändung verschont blieb, wie der von 1494 an den Salzamtman Ulrich Storch.

Dieses Amt erscheint im Habsburgischen Urbar um 1300 als Amt des Ulrich von Camisch zum ersten Mal. Neben Huben und Hofstätten wird auch eine Mühle erwähnt; außerdem gab es neben Gereuten auch Schwaigen, wie Käsedienste belegen. Außerdem wird der slawische Flurname Priedel darin vermerkt, was Wasserscheide heißt, während Camisch/Kainisch die steinige Gegend bedeutet. Doch auch ein vorslawischer Name blieb in „Radling“ erhalten; die slawischen Siedler gebrauchten den Ausdruck Liebl; beides meint den beliebten Übergang. Die bairischen Siedler prägten den Namen Samer. Sie waren es auch, die das Gebiet bis in kaum ertragfähige Gründe erschlossen, wie die zahlreichen Reitnamen und die erstmals überlieferten Ortsnamen Puchel (1336) und Knoppen (1335) bezeugen.

Von den bauerlichen Anwesen konnte die Bevölkerung kaum ihr Auslangen finden, deshalb wurde bei den meisten Häusern ein Gewerbe betrieben. Begastung und Beherbergung – Steyr-Garsten hatte den alten Wirt in Pichl – wie die mit dem Verkehr auf der Salzstraße verbundenen Gewerbe standen an erster Stelle; kaum minder bedeutend war die Holzgewinnung für das Halamt in Aussee.

1335 trennten die Herzoge Albrecht und Otto für ihre Leute in Hinterberg das Gebiet vom Kulmbach bis zur Knoppen (Ganoppen), wobei aber das ganze Gemeindegebiet zu verstehen ist, von ihrer Pfarre Pürgg ab und teilten es der St.-Margarethen-Kirche in Mitterndorf zu. Seit 1784 gehört Pichl zur neuen Pfarre Kumitz.

Das Wappen zeigt den seltenen, in der Gemeinde stark vertretenen Fieberklee (*Menyanthes trifolata*), der Faden weist auf die Salzstraße hin. Entwurf des Wappens: Heinrich Purkarthofer, Graz



St. Marein bei Neumarkt

politischer Bezirk Murau

Verleihung: 28. April 1986

Wirkung vom 1. Juni 1986

LGBL 1986, 11. Stück, Nr. 46

„In Blau pfahlweise ein goldener Akanthus mit einer wachsenden goldenen Lilie.“

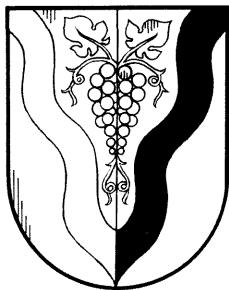
Die in Vor- und Römerzeit besiedelte Gegend erhielt nach dem Bach mit „wilder Schnelle“ von den Langobarden ihren Namen; slawisch umgeformt, wird er für die Königsschenkung an Salzburg 860 als Crazulup erstmals schriftlich festgehalten. Mit „ecclesia Sancte Marie in Grazluppa“ wird seit 1190 der alte Ortsname verdrängt. Nach einem aus dem Gutshof entstandenen Freisassengut nannten sich kleine Dienstleute von St. Maria, das andere war seit dem 14. Jahrhundert Stift St. Lambrecht Lehen. Nach dem Gutshof zu Lind und dem zu Bischofsberg nannten sich seit dem 12. beziehungsweise 13. Jahrhundert gleichfalls kleine Edelleute. Die Gründung von Edelhöfen in Rain, Paischg (1138 curtis Pals), St. Georgen und See (1339) war die Frühform der bairischen Besiedlung; Mühldorf (1066 Mulinarisdorf), Rapottendorf und Steindorf, als Bauerndörfer angelegt, gehören dem Hochmittelalter an, die Huben in Mitterberg, Greith (1144 Rute), Oberberg, Spiegelberg, Niedring wie Gniel und Königreich entstammen dem 11. und 12. Jahrhundert. Im 13. Jahrhundert war mit Schwaighöfen der Höhepunkt der Siedeltätigkeit erreicht.

Der Landesfürst mit Lehen in See und Rapottendorf, Hochfreie, wie die Reiner, Rudiger von Krapfeld in St. Georgen, der Reichsministeriale Udalrich Spendl in Mühldorf, Nachkommen Edelfreier, wie die Pettauer mit Lehen in Oberberg und See und die Liechtenstein in Steindorf, landesfürstliche Dienstleute, wie die Saurau, Welzer und Prankh auf Pux, und Bürger von Friesach und Neumarkt waren Grundherren im Gemeindegebiet, in dem die Kirche viel Grund erlangte: das Bistum Gurk in Mühldorf, Stift Admont in Paischg und Singereck, das Bistum Lavant, Kollegiatkapitel und Zisterzienserinnen in Friesach, die Eigenkirchen St. Georgen (1146) und St. Martin in Greith, die Filiale St. Leonhard und St. Jakob am Mitterberg, Neumarkt, Murau und St. Marein. St. Lambrecht vergrößerte durch Kauf seinen Besitz im Gebiet der späteren, 1963 vereinigten Gemeinden St. Marein und St. Georgen, in denen es 1848 über 20 Grundherren gab.

Das Motiv des Akanthus eines heidnischen Römersteins wird im redenden Wappen durch die Lilie der Gottesmutter christlich überhöht.

Entwurf des Wappens: Heinrich Purkarthofer, Graz

W. Brunner, Geschichte von St. Marein bei Neumarkt



Sulmeck-Greith

politischer Bezirk Deutschlandsberg

Verleihung: 16. Juni 1986

Wirkung vom 1. Juli 1986

LGBL 1986, 11. Stück, Nr. 49

„Von Rot und Silber gespalten, vorne ein schrägrechter silberner, hinten ein schräglinker schwarzer Fluß; beide Flüsse schließen eine von Silber und Rot gespaltene belaubte Weintraube ein.“

1969 wurde die Gemeinde St. Ulrich mit den KG. Kopreinik, Pitschgauegg und Tombach mit den Gemeinden Gasselsdorf und Dietmannsdorf mit der KG. Graschach vereinigt (LGBL. 1968, 164). Den Namen erhielt sie nach dem Zusammenfluß der Schwarzen und Weißen Sulm, um 1500 im Schwanberger Urbar erstmals so unterschieden, und dem Greith, wie das Bergland hieß.

Das Namengut bezeugt jahrhundertelange Siedeltätigkeit. Vor-römisch benannt ist die Sulm. Slawische Flurnamen, Kopreinik, die „Nesselgegend“, und Graschach (um 1500), der „Nadelwald“, übernahmen bairische Siedler, die Tombach (um 1290 Tanpach) im Wald anlegten und als früheste Orte die Gehöfte Dietmannsdorf (1431) und Gasselsdorf (gen. um 1500) gründeten.

Neben den großen Herrschaften Eibiswald und Schwanberg, vom Landesfürsten nach dem Aussterben der Wildonier und Pettauer eingezogen, entwickelten sich im Gemeindegebiet auch zwei kleine Herrschaften: das aus einem 1286 genannten Hof zu Perchelein, nach den Wels benannte Welsberg, und Kopreinik, nach dem sich ab 1301 kleine Dienstleute nannten. Die Eibiswalder bauten Kopreinik aus und erlangten einen Burgfried. Unter den Kienburgern, die eine ausgedehnte Teichwirtschaft und im 18. Jahrhundert eine Glashütte in der Soboth betrieben, verfiel das Schloß. Stehen blieb davon nur die St.-Ulrichs-Kirche in Greith, die 1430 als Filiale von Eibiswald erwähnt wird. Der Kirchenbau von 1743 wurde Voraussetzung für die Pfarrerhebung.

Das 19. Jahrhundert brachte eine wirtschaftliche Umstellung. Der Weinbau ging zurück. Die in Gasselsdorf, Kopreinik, Tombach und Pitschgauegg abgebaute Kohle wurde bis Triest und Fiume verfrachtet; 1966 wurde der Bergbau eingestellt.

Rote Schilcher- und weiße Trauben werden im Greith am Eck der sich vereinigenden Sulmflüsse gezogen; im Wappen werden sie Sinnbild des Fleißes, die Flüsse Zeichen der Einigkeit.

Entwurf des Wappens: Heinrich Purkarthofer, Graz